

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 36 (1960-1961)
Heft: 3

Artikel: Wir haben nur eilige Kunden : Erlebnisse eines Sanitärpolizisten
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1074178>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Wir haben nur eilige Kunden

Erlebnisse eines Sanitätspolizisten

von **

Als Anfänger gibt man sich bekanntlich in jedem Beruf besonders große Mühe, seine Sache recht zu machen. So ging es auch mir bei der Sanitätspolizei.

Als frischgebackener Rekrut erhielt ich einmal die Aufgabe, einen Krankentransport von einem Kaufhaus nach dem Spital auszuführen. Im fraglichen Geschäft erlitt ein Kunde einen epileptischen Anfall. Weil im Moment kein Kollege abkömmlich war, mußte ich allein fahren, in der Annahme, jemand von der Firma werde zweifellos den Patienten begleiten.

Voller Tatendrang kam ich dort an. Der Kranke hatte sich schon etwas erholt, war aber immer noch ziemlich benommen. Ich setzte ihn im Wagen auf den bequemen Lehnstuhl.

Zu meinem Leidwesen war auch hier niemand da, um den Transport zu begleiten. Nun denn, so wollte ich zeigen, daß ein Anfänger auch allein etwas fertig bringt. Ich schloß hinten die Tür des Krankenswagens und setzte mich ans Steuer.

In der Stadt zwang mich der Verkehr, mehrmals anzuhalten. Jedesmal vergewisserte ich mich durch das Rückfenster, ob mein Patient nicht etwa vom Stuhl gefallen sei; und jedesmal stellte ich fest, daß er, den Rücken mir zu-gekehrt, noch schön brav im Sessel saß.

Endlich kam ich im Spital an. Stolz, im Bewußtsein, allein eine tüchtige Leistung vollbracht zu haben, verließ ich den Führersitz, ging um den Wagen herum und öffnete die Tür.

«So, da – wäre mer!» – wollte ich gerade sagen, blieb aber mitten drin mit offenem Munde stecken.

Leer! – Fort! – Wo war denn nun plötzlich dieser Mann hingekommen? Gerade vorhin war er noch da. War er hinausgefallen? Gestohlen? Oder hatte er sich in Luft aufgelöst? Mir erschien die Sache immer rätselhafter, denn die Kabine war und blieb leer, trotzdem ich hinter und unter der Bahre Nachschau hielt. Durch die hohe Rückenlehne des Stuhles hatte ich mich vermutlich über sein Vorhandensein, bzw. Nichtvorhandensein täuschen lassen.

Nun lief es mir eiskalt über den Rücken. Wenn der Mann unterwegs hinausgefallen und sogar tot war? Mir standen fast die Haare zu Berge. Was tun?

Schließlich fuhr ich langsam den gleichen Weg zurück, ständig Ausschau nach meinem entwichenen Patienten und allfälligen Menschenansammlungen haltend, die sich um einen Verkehrstoten gebildet haben könnten.

Ich traf aber weder das eine noch das andere an.

Ganz zerknirscht kam ich endlich ins Büro zurück und erzählte bekümmert mein Mißgeschick. Ich muß dabei wohl ein besonders geistreiches Gesicht gemacht haben, denn plötzlich fingen die Kameraden an unbändig zu lachen und lachten und lachten, bis sie sich krümmten.

«Wa – was isch de los?» – stotterte ich schließlich ganz konsterniert.

«He usgstige isch er unterwägs – was anders! – Dä het nid Zyt gha zwarte, bis du Afänger mit ihm i ds Spital cho bisch!» fuxten sie mich und lachten weiter.

Und sie tun es noch heute, wenn sich eine Gelegenheit dazu bietet: «Paß de uf, nid daß er de unterwägs öppe-n-usstigt!»

«Wo brennt's wieder?» fragt sich mancher, wenn ein blauer Krankenwagen mit heulender

Sirene durch die Straßen rast: «Daadi – daadii – daadii!»

Die Ausrüstung unserer Wagen mit der berüchtigten Feuerwehrsirene erfolgte erst vor kurzer Zeit. Es war nötig; denn in den meisten Fällen, da wir zum Einsatz kommen, «brennts» tatsächlich, das heißt: Es pressiert.

Im allgemeinen ist unser Beruf eine ernste Angelegenheit. Ab und zu schleichen sich aber doch heitere Episoden und auch solche tragikomischer Art ein.

Mit Gewalt zusammengebracht

Paul ist ein flotter, junger Techniker und die Ursula eine nicht weniger hübsche, junge Bürolistin. Bis dahin wußten sie nichts voneinander und hatten sich noch gar nie beachtet. Sie wohnten beide auch nicht am selben Ort. Was sie gemeinsam hatten, war lediglich der Weg vom Bahnhof bis zur nächsten Straßenkreuzung, und das waren ungefähr 50 Meter. Was sie sonst noch miteinander verband, war der Umstand, daß sie beide immer etwas spät dran waren und daher ständig pressiert.

Das war auch am 13. Mai der Fall. An diesem Schicksalstag, mag man ihn nun als Unglücks- oder Glückstag betrachten, war weder die Ursel noch der Paul früher als sonst. Wie gewohnt, spurteten sie gleich am Bahnhofausgang los. Diesmal aber stand dort ein Hindernis: Ein Autocar.

Kurz entschlossen, wie junge Leute nun einmal sind, nahmen sie das Hindernis sogleich in Angriff. Paul rannte mit seiner Aktentasche rechts herum und die Ursel mit der Handtasche links.

Hinter dem Wagen hätten sie sich dann zwangsläufig kreuzen müssen, was sie indessen nicht taten. Sie rannten vielmehr mit voller Wucht aufeinander los und zwar so heftig, daß beide kopfvoran aufs Trottoir stürzten. Der Paul schlug seinen Schädel am Randstein auf, blutete sofort aus einer Wunde und blieb ohnmächtig liegen. Und, o Wunder! Genau dasselbe tat die Ursula. Beide vergaßen aufzustehen und einzig deshalb benachrichtigte man die Sanitätspolizei.

Im Krankenwagen lagen sie dann genau so friedlich nebeneinander wie vorher auf dem Trottoir. Mit dem Unterschied, daß es hier etwas weicher war.

Zuerst erwachte der Paul. «Was isch de da eigelech los?» fragte er fast mehr erbost als

verwundert. Nun schlug auch die Ursula ihre schönen blauen Äuglein auf: «Was isch passiert? – Wo bi-n-i da?»

«He, binenand sit er jetzt, wi dirs mit Tüfels Gwalt heit welle ha!» antwortete ich lachend.

Jetzt erst schien ihnen das Komische der Situation bewußt zu werden, und – da mußten auch sie lachen.

Weil beide nebst den geringfügigen Wunden leichte Hirnerschütterungen erlitten hatten, mußten sie vorübergehend im Spital bleiben. Dabei lernten sich die beiden erst einmal richtig kennen. Sie schlossen darauf einen Bund und gelobten sich, nie mehr planlos um einen Autocar herum zu rennen (oder dann wenigstens beide auf der gleichen Seite). Und ich mußte mich schwer täuschen, wenn aus diesem Bund nicht noch einer für's Leben wird.

Geburtshelfer wider Willen

Eines meiner eindrucklichsten und schönsten Erlebnisse im Dienst war die Geburt des Christian Keller. – In der Nacht telefonierte Frau Berner: «Chömet schnäll mit em Chrankewage. Mis Chind überchunnt es Chind!» Adresse, und fertig war der lakonische Auftrag.

Das hieß, die werdende Mutter auf dem schnellsten Wege nach dem Frauenspital transportieren.

Vor dem Hause wartete Frau Berner. Am Türpfosten lehnte, die Beine gespreizt, mit einem Mantel bekleidet, ein blutjunges Frauchen, Anny Keller-Berner. Das Gesicht schmerzverzerrt, sich krampfhaft am Türpfosten haltend, war sie dem Zusammenbrechen nahe.

«Oha, da pressierts», raunte Kamerad Hermann. – «Es dünkt mi o grad!» gab ich zurück.

Wir griffen zu und trugen die Frau im «Sesselgriff» hinab. Sie zitterte. Ich spürte etwas an der Hand; offenbar auch Hermann. Wir sahen uns bedeutungsvoll an. Sie lag nun auf der Bahre. Frau Berner fuhr mit.

«Setz em Großätti Dampf uf», sagte ich Hermann, der sich ans Steuer unseres alten «Packard» setzte, «i weiß nid obs no längt!»

«Häb ke Angscht!» – und damit heulte unser «Großvater» bereits um die Ecke.

Frau Keller wimmerte leise. Ich setzte mich zu ihr. Jetzt lief eine dunkle Röte über ihr Gesicht. Sie stöhnte unter einem heftigen Weh.

Ich hielt ihr meinen Arm hin: «Häbet ech da und drücket, wenn es Weh chunnt. Aber verchrampfed ech nid!»

Dankbar, unter Schmerzen lächelnd, griff sie zu. Und dann folgten sich die Wehen dicht aufeinander. Die Mutter, Frau Berner, hatte vollständig den Kopf verloren. Sie rang die Hände und jammerte erbärmlich. Etwas mußte geschehen. Ich blickte hinaus. Wir befanden uns erst auf dem halben Weg. Es ging zu lange bis zur Maternité.

«Mer müesse handle, Frau Bärner, süsch chunts nid guet!»

«Herjemers – herjemers! – Was söll i o mache? Ds Annali, das arme Annali!» jammerte sie immer wieder. Auf sie war nicht zu zählen. Schließlich hatte ich eine Pflegerlehre absolviert und wußte auch etwas Weniges von einer Geburt. Ich stellte fest, daß die Gebärende vollständig angekleidet war. Gleichzeitig sah ich, daß die Geburt bereits in ein akutes Stadium trat. Also vorerst einmal Platz machen. Vorsichtig entkleidete ich die Frau. Was wir beim Tragen gespürt hatten, waren die Füßchen des Kindes gewesen. Die Beinchen guckten nun schon bis zu den Knien in die Welt. Ein Wunder, daß die Frau das Kind nicht im Stehen verloren hatte.

Nun setzte ich mich wieder hin, sah zum Fenster hinaus und bemerkte, daß wir noch nicht am Ziel waren.

«Fahr, Mändu – fahr!» dachte ich, als mein Kamerad vor einer Biegung etwas abbremste. Aber schon zog unser braver «Großvater» wieder tapfer an. Frau Keller drückte rasend meinen Arm. Sie stöhnte laut auf.

«Drücket nume, es tuet nech weniger weh, Frou Chäller; mer si bald dert. Es geit nümme lang!» suchte ich zu trösten, währenddem ich selbst vor Schmerz ob dem kräftigen Druck ihrer Hand auf die Zähne beißen mußte.

Der kleine Erdenbürger machte Fortschritte. Mit jedem Weh kroch er ein Stück weiter ans Licht. Die Natur arbeitete bei diesem kräftigen und kerngesunden Frauchen absolut «vorschriftsgemäß».

Trotzdem war ich durch die ungewohnte Situation innerlich erregt, und ich konnte ein leises Zittern nicht verleugnen. Und ich hatte ab und zu an beiden Stirnen den Schweiß zu trocknen, an ihrer und an meiner.

Jetzt wurde der Druck der Hand auf meinem Arm fast unerträglich. Ich kniff die Augen zu, während Frau Keller vor Schmerzen

verhalten schrie. Da, eine letzte Anstrengung. Ein Schrei, und dann holte Anni Keller tief Atem, und wir hörten einen neuen Laut: Das kräftige «wäh, wäh» des neuen Erdenbürgers. Etwas arg blau im Gesichtchen, lag er auf dem weißen Tuch der Bahre. Mit einem Tuch wischte ich ihm vorsichtig das nasse Mündchen ab.

«I gratuliere zu euem chräftige Bueb, Frou Chäller, und em Großmüeti zum neue Großsohn! Wie söll er heiße?»

Die junge Mutter dankte unter Tränen und Lachen. «Chrigeli!» sagte sie ergriffen. «Chrigeli!»

Und eben quietschten die Bremsen des «Großvaters» vor der Maternité. Der kleine Chrigeli war schneller gewesen als er.

Die blauschwarzen Stellen an meinem Arm erinnerten mich noch wochenlang an jene unvergeßliche Fahrt. Und seither verbindet mich eine tiefe Freundschaft mit den Familien Berner und Keller-Berner.

Gefahren des Berufes

Die Arbeit eines Sanitätspolizisten ist nicht immer so harmlos, wie es oberflächlich betrachtet, scheint.

Eines Mittags beauftragte uns ein Arzt vom Lande, einen Geisteskranken nach der Heil- und Pflegeanstalt zu überführen. Nähere Angaben machte er nicht.

Wir trafen den Patienten, einen derben Bauern, gerade beim Mittagessen. Nichtsahnend trat ich mit meinem jüngeren Kameraden dort ein. Der Mann war eben im Begriffe, einen Bissen Kartoffeln zum Munde zu führen, als er uns gewahrte. Auf halbem Wege hielt er inne und sah uns verblüfft an. Dann zog sich sein Gesicht in Falten, wechselte die Farbe und – unversehens stürzte er sich mit Messer und Gabel bewaffnet auf uns.

Nur wer weiß, was für unvorstellbare Körperkraft Irrsinnige entwickeln können, kann sich ein Bild davon machen, in welcher Gefahr wir schwebten.

Glücklicherweise kam uns seine Frau zu Hilfe. So gelang es mit Mühe und Not, ihm vorerst die «Waffen» zu entwenden. Nach kurzem, heftigen Ringen konnte der Irre überwunden werden.

*

Ein andermal erhielten wir einen gleichen Auftrag. Es handelte sich indessen um einen bett-

lägerigen Irren. Als wir das Schlafzimmer betraten, lag er still im Bett. Bevor wir aber näher treten konnten, rief er uns zu: «Löht mi i Rue, süsch passiert es Unglück!»

Ich beobachtete, daß er die rechte Hand verächtlich geballt unter dem Leintuch hielt. «Er wird sich wohl mit den Fäusten zur Wehr setzen wollen, wie so manche andere auch», dachte ich, und routinemäßig, ihm beruhigend zu sprechend, näherten ich mich vorsichtig dem Bett. Als ich nahe genug war, schnellte ich plötzlich vor und hielt seine Hand über dem Leintuch fest.

Zu unserem Entsetzen mußten wir feststellen, daß diese Hand eine Browning-Pistole umklammert hielt. Es gelang, ihm diese zu entreißen, bevor das prophezeite Unglück eintrat.

Hilfe zur rechten Zeit – für mich

«Frau Haller liegt an der Kronengasse 22 leblos im Bett. Keine Ahnung, was mit ihr los ist, vor einer Stunde habe ich noch mit ihr gesprochen» – meldete eine Bewohnerin des gleichen Hauses.

Kamerad Hofer und ich fuhren sofort hin. Die Wohnung war offen. In der Küche dampfte auf dem Gasherd ein Topf Wäsche. Anscheinend war die Lauge übergekocht. Das Gas schien abgestellt.

Wir begaben uns in die Kammer. Im Bett, zugedeckt und halb entkleidet, lag leblos die Frau. Sie war offensichtlich tot. Vor dem Bett standen die Schuhe. Irgendeine äußere Einwirkung, die zum Tode hätte geführt haben können, war nicht wahrnehmbar. Eine Gasvergiftung schien nicht vorzuliegen; es roch nicht im geringsten nach solchem.

Irgendwie erschien uns aber die Sache doch nicht geheuer. Wir dachten an Abortus mit tödlichem Ausgang. Diesbezüglich hatten wir schon ähnliche Situationen angetroffen.

«Da mueß d Polizei häre!» entschieden wir uns.

Ich wartete bei der Toten, während Hofer telefonieren ging. In der Kammer setzte ich mich auf einen Stuhl, sah mich nochmals gründlich um und dachte angestrengt über die mutmaßliche Todesursache nach.

Auf einmal überkam mich ein ganz komisches Gefühl. Im Munde verspürte ich einen süßlichen Geruch, wie es ist, bevor man sich erbricht. Und dann nahm ich gerade noch wahr, wie ich langsam vom Stuhle glitt, in die

Knie sank und im Begriffe war vollends umzufallen. Durch einen Nebelschleier hindurch sah ich noch schwach die eben zur Tür hereintretende Gestalt des Polizeikommissärs Kammermann. Darauf sah ich nichts mehr, spürte aber, wie mich eine Hand am Rockkragen packte, hochriß und hinauszog. Dort erholte ich mich bald wieder.

«Was isch mit euch los? – Sit dr chrank?» fragte der Kommissär. Das wußte ich selbst nicht. Darauf kam der Gerichtsarzt. Nach Untersuchung der Toten tippte er auf Herzlähmung, traute aber seiner Diagnose selbst nicht so recht. Die Tote wurde daher zur genauen Feststellung der Todesursache dem Gerichtsmedizinischen Institut überführt.

Bei der Tatbestandsaufnahme packte es dann ebenfalls Kommissär Kammermann. Er klagte plötzlich über Übelkeit und Kopfschmerzen. Nun vermutete man doch Gas. Ein Spezialist vom Gaswerk, der herbeigeholt worden war, stellte mit einem Gerät das Vorhandensein einer lebensgefährlichen Kohlenoxyd-Konzentration im Raume fest. Sie war entstanden, indem die überkochende Wäschelauge die große Gasflamme ausgelöscht hatte. Die Hitze der kleinen Flamme hatte genügt, um die im ausströmenden Gas enthaltene spezifische Geruchssubstanz mitzuverbrennen. Deshalb war der bekannte Gasgeruch für uns nicht wahrnehmbar.

Beinahe hätte dieser Umstand zu einer Katastrophe führen können. Wenigstens ich verdanke mein Leben hier bestimmt nur dem noch zur rechten Zeit eingetroffenen Polizeikommissär.

Dämon Polio

Es war während der letzten Kinderlähmungs-Epidemie. Vreneli war ein herziges, lebenslustiges Kind von elf Jahren. Eines Tages hatte es Kopfweh, hinten gegen den Nacken hin. Der Arzt hatte Verdacht auf «Polio» und ordnete die sofortige Überführung nach dem Spital an.

Vreneli war im Zimmer und ging umher wie vordem. Es hatte keinerlei sichtbare Leiden.

«Grüeßti Vreneli, wie geit s dir?»

Es sah mich lachend und mit strahlenden Augen an und gab mir sein Händchen. «Gället, i bi nid chrank?» sagte es munter.

«Ne nei, du bisch nid chrank. Dr Herr Dokter het sech sicher g irrt!»

Mit der Mutter zusammen betrat es den Krankenwagen. «Gället, i bi nid chrank?»

fragte es wieder und dann, sich umsehend: «I möcht nid da inne sy, es isch so fyschter da!»

Darauf öffnete ich das Verbindungsfenster zur Führerkabine hin. Das Kind sah während der Fahrt ständig zu mir heraus.

«Tue öppis singe, Vreneli – chasch?»

Und dann sangen wir ein Liedchen nach dem andern; «Ramseiers wei go grase»; «Roti Rösli im Garte» und andere. Die Mutter sang in ihrem Elend mit.

Im Spital lieferte ich die beiden ab. «Gäll, i bi nid chrank?» sagte es zum drittenmal. – «Ne nei, du chasch gli wieder heicho. Adjö Vreneli!» Mir schien, daß dem fröhlichen Ding nichts Ernstes fehlen konnte.

Nach zwei Stunden hatte ich eine andere Fahrt ins Spital. Schnell sah ich nach dem lustigen Vreneli. Es war nicht mehr im Zimmer. Dann fand ich es: In der «Eisernen Lunge» – vollständig gelähmt. Es kannte mich nicht wieder. Und nach zwei weiteren Stunden war es ein Engelein.

Am andern Tag ließ ich mir sein Särgelein öffnen. Das Kind ging mich eigentlich nichts an, aber ich weinte bitterlich.

Das Katzenheim

Von Drittpersonen ging eine Meldung ein, wonach eine bald siebzigjährige, alleinstehende Frau in mißlichen Wohnverhältnissen lebe und selber ebenfalls ganz verwahrlost sei.

Bei der Wohnungskontrolle hieß mich die Frau eintreten, gab mir jedoch, als ich mich vorgestellt hatte, sogleich einen Stoß, der mich wieder hinausbefördern sollte.

«Mit euch rede-n-i nid da inne; göht use, dir weit mi nume cho bestäle!» rief sie in lautem, arrogantem Ton. Es gelang mir, sie vorerst einmal zu beruhigen.

Bei meinem Eintritt stellte ich sofort fest, daß es abscheulich nach Katzen roch. In der Küche lagen überall Fäkalien dieser Tiere umher. Auf dem Herd lag eine Katze, eine zweite räkelte sich auf dem Pfannenregal, und zwei weitere hatten es sich auf dem Küchentisch behaglich gemacht. In Behältern gab es altes, schlechtgewordenes Katzenfutter und auch sonst herrschten hier Unordnung und Schmutz vor.

Im «Schlafzimmer» nebenan war der Katzengeruch noch intensiver. Das Bett bestand aus einer Ottomane und Packpapier. Da lagen weitere Katzen, zwischen und auf umherlie-

genden, schmutzigen Wäschestücken. Von diesem Raum führte eine Türe zu einem weiteren. Ich fragte, was dort drin sei. Die Frau stellte sich mit einem Sprung davor und nahm eine drohende Haltung ein. Sie schrie wie eine Irrsinnige konfuse Zeug und Schimpfwörter durcheinander. Ich ließ sie erst müdeschreien. Darauf sagte ich: «I wott ech ja nume hälfe, u eune Büsi o! Tüet ech doch äntlech beruehige!»

Schließlich kramte sie einen Schlüsselbund hervor und öffnete die mysteriöse Tür. Der fürchterliche Gestank, der mir nun aus diesem «Zimmer» entgegenschlug, spottete jeder Beschreibung. Fenster und Läden waren geschlossen. Ich machte vorerst Licht und sah – Katzen, Katzen und nochmals Katzen. Ich konnte zwölf Stück zählen. Sie schrien und liefen alle durcheinander. Das Fenster dürfe man nicht öffnen, erklärte die «Katzenmutter», sonst würden ihre Büsi entweichen.

Das war nicht alles. Es gab noch einen dritten Raum, der genau gleich aussah wie der vorige: Katzen und wieder Katzen. Die Frau gebot im ganzen über achtundzwanzig ausgewachsene Exemplare. Unter diesen hatte es einige kranke. Außerdem war die «Katzenmutter» selbst leidend.

Ihr «Katzenheim» wurde darauf geschlossen, die kranken Tiere beseitigt, die gesunden in ein richtiges Tierheim verbracht und die Frau kam ins Spital.

Die Roßkur

Eines nachts sprach ein stark angetrunkener Italiener bei uns vor. Blutüberströmt, mit einem, im wahrsten Sinne des Wortes windelweich geschlagenen Gesicht. Die Nase stand auf Backbord. Ganz offensichtlich war das Nasenbein gebrochen. Wir versuchten, ihn vorsichtig zu reinigen. Jedesmal, wenn ich mit dem Schwamm sein Gesicht berührte, schrie er auf. Man durfte ihm kaum nahe kommen.

Schließlich war dann doch mit Mühe und Not der gröbste Schmutz und das Blut entfernt und ich wollte die Nase untersuchen. Da kam ich aber schön an.

«Wenn du mir no öppis magst, nime-n-i dir der Härz use!» erklärte er entschieden.

«De müesse mer halt zum Arzt mit euch!», eröffnete ich ihm. Davon wollte er aber merkwürdigerweise auch nichts wissen.

«Nüt isch! Du sälber magge! Mit de Am-

mer!» forderte er mich energisch auf. Und der Kerl ließ nicht locker, bis ich einen Hammer holte. Offenbar hatte dieser Giacomo schon einmal eine gleiche Prozedur mitgemacht, denn er gab mir genaue Anleitungen, wie ich es zu machen habe.

Mir grauste davor. Mit dem Hammer die gebrochene Nase gradzurichten, war nun tatsächlich das Unternehmen Eisenbart. Doch, Giacomo beharrte darauf und erklärte, das Lokal nicht eher zu verlassen, bis ich ihm die Nase mit dem Hammer «zurechtgedrückt» hätte.

Schließlich wagte ich den Versuch. Ich nahm ein kleines Brettchen und hielt es gegen das inzwischen geschwollene Riechorgan. Dann zielte ich vorsichtig und – wupp – ein kurzer, harter Schlag, und – vorbei war es.

Ich traute meinen Augen kaum. Die Nase hatte bestimmt vorher noch nie so exakt und gerade in Giacomos Gesicht gesteckt wie jetzt. Er wischte sich die Tränen weg.

Die «Aktion Eisenbart» hatte natürlich meine Kollegen herbeigelockt. Und die Situation war dermaßen komisch, daß wir alle zusammen in einen fürchterlichen Lachkrampf verfielen. Selbst Giacomo lachte trotz seinen Schmerzen aus vollem Halse mit.

Haselnüßli

Von der Kathedrale läuteten alle Glocken, als ich an einem Weihnachtsabend zum Dienst antrat. Der Schnee fiel in dichten Flocken. Es war eine Weihnacht wie man sie von früher her gewöhnt war. Und doch schien mir ein ungewöhnlich feierlicher Ernst über der Stadt zu liegen. Oder war es vielleicht eine Vorahnung, daß diese Nacht die eindrucksvollste meines bisherigen Lebens werden sollte? Dieser feierliche Ernst schien sich sogar auf unser altertümliches Büro übertragen zu haben.

Es geschah nichts Außergewöhnliches während den frühen Abendstunden. Doch dann ersuchte spät noch der Arzt eines Dorfes der voralpinen Gegend, um Transport einer Kranken nach dem Frauenspital.

Diagnose: Schwangerschaftsvergiftung. Das hieß handeln.

Unser braver «Chevi» summt gleichmäßig seine gewohnte Melodie in die weiße Landschaft und brummt nur dann etwas unwillig auf, wenn ich vor besonders scharfen Kurven zurückschalten mußte. Die Lichtfinger seiner

Scheinwerfer tasteten ihm den Weg durch das undurchdringliche Schneegestöber.

Dann war ich dort. Ein Bauernhof, etwas abseits, tauchte aus dem Dunkel. Der Bauer öffnete. Er schluchzte fassungslos. In der Stube drückten sich vier kleine Kinderchen in Nachthemdchen herum. Sie weinten herzzerreißend:

«Mueti, blib da!» «Mueti, blib bi-n-is!» – «Mueti, gang nid furt!»

Aber das Mueti antwortete nicht. Es lag bleich im Bett, bewußtlos. Der Arzt hatte ihm kurz vorher noch eine Injektion gemacht. Die Gemeindeschwester half die Kranke auf die Bahre bringen. Sie fuhr mit. Der Vater war untröstlich.

Dann standen die Kinder mit großen, tränennassen Augen unter der Haustüre. Sie spürten nicht die Kälte. Wie kleine Engelchen, dachte ich.

«Sit rächt lieb, ds Mueti chunt gly wider zrugg!»

Der Zustand der Kranken war offensichtlich mehr als ernst. Ich hoffte nur noch, sie lebend ins Spital zu bringen. Dann fuhren wir. Ich holte an Tempo heraus was herauszubringen war. Es war eine halsbrecherische Fahrt, ohne Sicht, bei glatter Straße.

In den Dörfern sah ich hinter Fenstern den Lichterglanz brennender Christbäume. Ich dachte an die vier kleinen Engelchen mit den Nachthemdchen. Ihnen leuchtete jetzt kein Licht – und keine Hoffnung. Und dicke Tränen rollten über meine Wangen. Unwillkürlich drückte ich aufs Gaspedal und biß die Zähne zusammen, daß es nur so knirschte. Mein braver «Chevi» heulte erschrocken auf.

Wir hatten ungefähr die halbe Strecke zurückgelegt, als die Schwester energisch an die Scheibe des Rückfensters klopfte. Ich hielt an.

«Was isch, Schwester?»

«Chömet schnäll, i gloube, si stirbt!»

Die Frau atmete nur noch ganz schwach. Puls war kaum mehr fühlbar. Ich gab ihr Sauerstoff. Das belebte sie sichtlich. Sie schlug die Augen auf und sah mich müde an. Dann ergriff sie meine Hand, streichelte sie und bat:

«Haselnüssli – i möcht Haselnüssli. – Gäbet mer doch Haselnüssli!»

«Haselnüssli?»

Ich überlegte.

«Sit tapfer, heit Geduld, mer wei luege!»

Ich fuhr zum nächsten Dorf und suchte die Häuser ab. Endlich fand ich es: Einen Krämerladen. Davor hielt ich, ging hinüber und läutete an der Hausglocke Sturm. Ein älteres Mueti mit verschlafenen Augen sah heraus. Ich ließ sie gar nicht sprechen. Hastig erklärte ich:

«I bi vo der Sanitätspolizei. Da isch üse Wage. Mer hei e Frou drin am Stärbe. Ihre letscht Wunsch si Haselnüssli. Heit dir Haselnüssli?»

Das Mueti begriff. Wortlos ging es hinein und kehrte bald zurück, mit einem Päcklein Haselnüssli.

«Was choste si?»

«Nüt! – Wenn i der Frou cha ne Freud mache, isch es rächt!»

Ich eilte zurück.

«Lueget, i ha Haselnüssli!»

Die matten Augen der Kranken strahlten auf. Sie nahm zwei oder drei und kaute sie langsam. Darauf tastete sie nach meiner Hand, drückte sie an ihre Wange und lächelte:

«Vergäls Gott!»

Dann, auf einmal öffnete sie ihre Hände, als ob sie jemanden empfangen wollte. Die Augen blickten verklärt in die Ferne und leise sprach sie:

«Er isch ja scho da!»

Und damit starb sie.

Es brauchte Zeit, bis ich fähig war weiterzufahren und beim nächsten Arzt den Tod bestätigen zu lassen. Nachher kam für mich das Schrecklichste: Der Rücktransport der toten Mutter zu ihrer Familie.

«Ds Mueti chunt gly wider zrugg!»

Ich hatte mein Wort, das ich so leichthin gab, gehalten. Unfreiwillig halten müssen.

Man verzeihe, wenn ich den Empfang nicht erzählen kann. Noch heute, nach bald 20 Jahren, bricht es mir fast das Herz, wenn ich an diese Fahrt zurückdenke, die zudem ausgerechnet am Weihnachtsabend gefahren werden mußte.